

... und hinterher das Zuckerfest

In einem türkischen Dorf nahe der Schwarzmeerküste während des Fastenmonats Ramadan: Eine Begegnung mit muslimischer Volksfrömmigkeit.

In einer Staubwolke rollt der Wagen über den Dorfplatz. Die Männer vor dem Kafeehaus blicken interessiert herüber. Ismail, wie er hier genannt sei, umfährt ein letztes Schlagloch, da steht das Haus. «Hosch geldiniz, herzlich Willkommen!» Ismails Schwester Refie kommt auf die Terasse geeilt. Sie strahlt übers ganze Gesicht, bittet den Besuch aus der Schweiz ins Haus. Vor dem Eingang reihen sich nur wenige Schuhpaare. Die Mitglieder der Familie sind noch unterwegs.

Wir setzen uns in die gute Stube. Zwei Sofas, eine kleine Kommode, das Fernsehgerät. Auf allen Möbeln liegen gehäkelte Spitzendeckchen. Auch auf dem Fernseher. An der Wand hängt ein Teppich mit arabischen Schriftzeichen, Verse aus dem Koran, daneben ein kalender von der Lufthansa. Ismails ältester Bruder lebt in Deutschland. Es ist sehr warm im Raum. Refie hat den eisernen Ofen eingeheizt. Mit dem Schürhaken öffnet sie den Deckel und wirft ein Scheit in die Flammen. «Tee gibt es später», sagt sie. Es ist Ramadan, die jährlich wiederkehrende Fastenzeit. Einen Monat lang wird tagsüber weder gegessen noch getrunken noch geraucht. Erst in der Dämmerung, wenn von Dorf zu Dorf der Gebetsruf erschallt, wird das Fasten unterbrochen. Dann trifft sich die Familie zum gemeinsamen Nachtmahl, und dann wäre auch die rechte Zeit, um einen Gast zu empfangen. Ismails Schwester ist etwas ungehalten. Jetzt kann sie keinen Tee servieren... Ihr Bruder beschwichtigt, Refie seufzt. Dann legt sie noch Holz nach. Frieren muss jedenfalls niemand.

Später am Abend ist alles im Lot: Die Familie ist eingetroffen, die Frauen haben gekocht, gebetet, und alle sind satt geworden. Nun will man hören, was war, seit man sich das letzte Mal gesehen hat. Doch der Austausch fällt nicht ganz leicht. Das bisschen Türkisch der Besucherin reicht nirgends hin. Ismail muss übersetzen. Er hat einst als Asylsuchender ein halbes Jahr in der Schweiz gelebt und spricht als Einziger etwas Deutsch. Doch seine Schwester schüttelt bald den Kopf. «Ihr müsst beide mehr lernen! Türkisch und Deutsch», sagt sie mit Nachdruck.

Gemeinsam hungern

Am anderen Morgen setze ich mich mit meinem Sprachbuch und guten Vorsätzen in den Garten.

Türkisch für Anfänger. Die Familie schläft noch. In der Nacht, vor dem Morgengrauen sind die Bewohner des Hauses aufgestanden, haben gebetet, gegessen und sich nachher wieder hingelegt. Der Ramadan richtet sich nach dem Mondkalender. Schön sei's, wenn er in den Winter fällt, hat Ismails Schwester gesagt. Kurze Fastentage. Doch jetzt ist März... Das Fasten gehört zum Islam wie das Bekenntnis zu Allah, die täglichen Gebete oder der Wunsch, einmal im Leben nach Mekka zu wallfahren. Es gibt dem Leben einen Rahmen, und nichts verbindet die Menschen so sehr wie der Ramadan: Der Busfahrer, der Hochschulprofessor oder die einfache Frau vom Dorf – alle haben Hunger. «In der Schule lernen wir jetzt kaum etwas», sagt der Sohn einer Bekannten aus der nahen Stadt. «Wir sitzen da und der Magen knurrt. Aber der Lehrer hungert auch, und deshalb versteht er gut, dass wir nicht arbeiten mögen.»

In der Fabrik, auf dem Markt – überall lebt man langsamer in dieser Zeit: Eine Nation läuft auf Sparflamme. Warum fastet man eigentlich? – «Ischte!», sagt der Junge, «alle tun es, das ist einfach so. Es sei gesund, heisst es.» – Für den Vater eines Freundes auf dem Dorf gehört das jährliche Fasten zum Leben wie die täglichen Gebete, wie der Wechsel der Jahreszeiten. Der alte Mann liebt die Zeit des Ramadan. «Sie bringt mir Ruhe», sagt er. «Viel Ruhe.» Während des Fastenmonats geht er täglich zur Moschee zum Mittagsgebet, und er nimmt auch nach Sonnenuntergang nur wenig zu sich. Andere sind da weniger zurückhaltend. Wer nach Einbruch der Dunkelheit, wenn man wieder essen darf, in der nahen Stadt im Restaurant speisen will, muss sich sputen. Zuerst lässt sich bereits eine Stunde vor Fastenschluss nirgends ein freier Tisch finden. Und kurz danach gibt es zwar Platz in Fülle, dafür nichts mehr zu essen. In der ganzen Stadt nicht.

Ismail fastet nicht. «Einst war ich ein glühender Kommunist, heute bin ich ein müder Demokrat», sagt der ehemalige Lehrer, der sich früher politisch engagierte. Seine Überzeugung lebt er nur noch im familiären Rahmen. Zum grossen Kummer seiner Mutter. Er bereitet sich sein Frühstück zu und lädt mich ein, daran teilzuhaben. Von der Nichtmuslimin wird nicht erwartet, dass sie fastet, und so frühstücken wir im Wohnzimmer, während die Familie ausser Haus zu tun hat. Einmal bei strahlendem Wetter trägt Ismail den kleinen Tisch und die Sitzkissen auf die sonnige Veranda. Doch als er mit Tee, Brot und Käse daher kommt, scheucht ihn seine empörte Mutter wieder ins Haus: Wenn das Allah sieht! – Im Haus sieht er es nicht? Ismail schmunzelt: «Wenn wir Glück haben. Vor allem aber sehen uns die

Nachbarn nicht. Das ist ebenso wichtig.» Gott und die Nachbarn. Wer nicht fastet, zeigt es ihnen besser nicht. Früher habe es in der Stadt Restaurants gegeben, wo mittags Essen serviert wurde, weil deren Besitzer sich nicht ans Fasten hielten, erzählt Ismail. Heute riskieren Lokalbesitzer selbst in den grossen Städten, damit zur Zielscheibe des Volkszorns zu werden. Die Leute seien religiöser geworden. Warum? Ismail zuckt die Schultern. «Vielleicht weil das Leben in der Türkei für das Volk in den letzten zehn, zwanzig Jahren beständig schwieriger geworden ist. Alles hat man versprochen, nichts gehalten.» – Ismails Mutter blickt durch das Fenster ins Wohnzimmer. Noch steht das Frühstück auf dem niedrigen Tisch. Eier, Schafskäse, schwarze Oliven, Brot und Tee. Sie wiegt ihr Haupt bedenklich hin und her und murmelt ein paar Worte in den Zipfel ihres bestickten Kopftuches. «Sie sagt: ‚mein Sohn, du wirst in der Hölle brennen‘», übersetzt Ismail zuvorkommend.

Tägliches Fastenbrechen

Gegen Abend kommt Unruhe über das Haus. Die Schläfrigkeit des Tages weicht geschäftigem Tun. Das Nachtmahl wird vorbereitet, frisches Brot beim Bäcker geholt oder im Backofen hinter dem Haus selbst gebacken. Diesen Backofen hat Refies Mann am Nachmittag mit Kuhmist frisch abgedichtet. Sie heizt im Wohnzimmer den Holzofen ein. Noch wird es kühl in der Nacht. Der Fernseher läuft. Ein Hodscha liest in arabischer Sprache aus dem Koran. Zur Melodie der Worte werden Naturbilder gezeigt. Blumen, das Meer, Sonnenuntergänge. Dann eine Karte der Türkei: bei jeder Stadt eine Uhrzeit. Die Zeit des Fastenbrechens. Im Osten beginnen sie etwas früher mit Essen. Von Osten nach Westen hin bricht sich das Fasten durch die Türkei, und vor dem Bildschirm vereint, hat eine ganze Nation daran Anteil: Diarbakir, Erzurum, Trabzon. Jetzt Ankara. Konya. Antalya. Gleich wird auch hier der Tag zu Ende sein. Erleichterung auf allen Gesichtern. Die Frauen des Hauses rollen im Wohnzimmer ihre Gebetsteppiche aus. Ich darf in der Sofaecke sitzen bleiben. Da störe ich nicht, erklärt Ismails Schwester. – Das Fernsehen meldet das Ende des Fastentages für die hiesige Gegend. Gleichzeitig schallt die Stimme des Vorbeters aus den Lautsprechern des Minarets über das abendliche Dorf hin, und wie ein Echo tönt es aus allen umliegenden Dörfern zurück. Mit «Allah ist gross» rufen die Hodschas zum Gebet auf. Sie tun dies auf Arabisch, und obwohl in den Dörfern kaum jemand Arabisch spricht, wissen alle, was der Ruf bedeutet, und richten sich danach. Fast alle.

Die Sprache Allahs

«Warum rufen sie nicht in türkischer Sprache?», fragt Ismail nach dem Abendessen, als alle müde im Wohnzimmer sitzen. «Wollen sie nicht, dass man versteht,

was sie sagen? – Und der Koran, warum wird er nicht auf Türkisch gelesen? Warum soll nicht jeder genau verstehen, was gesagt wird in der Moschee, und darüber nachdenken können?» – «Schweig!», entfährt es seiner Mutter. «Schlechte Reden», sagt seine Schwester. «Natürlich muss der Koran Arabisch gelesen werden, denn er ist Arabisch geschrieben. Mohammed hat Arabisch gesprochen. Es ist die Sprache Allahs.» – «Und wenn du wissen möchtest, was es heisst, was du Koran liest?», fragt ihr Bruder. «Dann kann ich den Hodscha fragen, er wird es mir sagen.» – «Und wenn dein Hodscha nicht die Wahrheit spricht, wenn er lügt?» – «Bruder, ein Hodscha lügt nicht!»

Handkuss und Zuckerfest

Allmählich geht die Fastenzeit ihrem Ende zu. Schon Tage vorher beginnt Ismails Schwester mit den Vorbereitungen für das Schlussfest, das Zuckerfest. Teppiche zusammenrollen, Möbel umstellen – das Haus wird von oben bis unten geputzt. Refie beginnt an allen Ecken und Enden gleichzeitig. In die erwartungsvolle Stimmung mischt sich Ungeduld und Ärger. Abends wird Ehemann Mustafa ausgezankt: Das Brot – wieder ist es angebrannt! Die Leute sind des Fastens überdrüssig. Sie sehnen sich nach dem normalen Leben. Nach dreissig Tagen Fasten wird man den Alltag zu schätzen wissen.

Endlich ist der ersehnte Morgen da. Alle sind früh auf. Duschen, sich fein machen und die besten Kleider anziehen gehören zum Ritual. Vor dem Essen dann – der feierliche Moment des Händeküssens. Anlässlich des Zuckerfestes ist es üblich, dass die Jüngeren den Älteren, die Ehefrauen ihren Männern die Hände küssen als Zeichen von Respekt und Ergebenheit. Gabe es Streit in der Familie, so versöhnt man sich gerne an diesem Fest. Sich die Hände küssen und küssen lassen sagt fast formell: «Es tut mir wirklich Leid» und «Ich bin dir nicht mehr böse».- Ismails Mutter bricht in Tränen aus, alle umarmen sich und wünschen einander ein schönes Fest. Dann schnäuzt sich die Mutter lautstark und eröffnet den gemütlichen Teil. Seit langem hat die Familie nicht gemeinsam gefrühstückt. Entsprechend länger als sonst kauert man um den kleinen Esstisch und geniesst das frische Brot, das Mustafa in aller Frühe gebacken hat. Und obwohl es wiederum etwas schwarz geraten ist, wird er heute dafür nur gelobt. Der Ofen ist eben schon ziemlich alt. Nach dem Essen setzt sich die alte Mutter mit Mustafa in den Garten. Refie hat im Haus zu tun. «Nun beginnt das grosse Warten», kommentiert Ismail. Zum Zuckerfest gehört der Besuch der weit verzweigten Verwandtschaft. Da seine Mutter eine Familienälteste ist, muss sie nun zuhause bleiben und warten, bis sie besucht wird. Dies ist hart. Selber losziehen ist viel schöner. Refie findet keine Arbeit mehr, die nicht bereits zweimal erledigt wäre, und setzt sich zu Mann und Mutter. Die Sonne steht schon hoch.

Man erörtert die mögliche Gästeliste. Als nach einer weiteren Stunde noch immer niemand auftaucht, wird der Gesprächston lauter, und die Mutter ist erneut von Tränen überströmt. Schliesslich brechen Mutter und Tochter auf und besuchen eine sehr entfernt Verwandte in der Nachbarschaft, von der es heisst, sie sei ein paar Tage älter als die Mutter. Kaum sind sie weg, treffen die Ersten ein. Ein kleiner Junge rennt, man sei nun gekommen, und dann bricht der Strom der Besucher über das Haus herein und den ganzen Tag nicht ab. Terrasse, Wohnzimmer und Garten füllen sich, Refie kocht Tee, was das Zeug hält und serviert dazu Lindorkugeln – der Schweizer Beitrag zum Zuckerfest, dank dem sie sich das aufwändige Backen von «Baklava» für einmal erspart hat. Ihre Mutter aber thront inmitten des Getümmels strahlend auf einem Kissen, bekommt unablässig die Hände geküsst und hat ihre Kümernisse gänzlich vergessen. Auf das Fasten folgt das Festen – wie jedes Jahr.